

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Neue Geschichten des Gevattersmanns

[urn:nbn:de:bsz:31-337001](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337001)

Neue Geschichten des Gevattersmanns.

1. Der hundertjährige Geburtstag eines Kalendermanns.

Kalendermacher gilt unter den Gelehrten und Nichtgelehrten — und daraus besteht so ziemlich die ganze Menschheit — für ein wenig angesehenes geringes Geschäft. In der Regel haben die Kalendermacher die böse Welt das entgelten lassen, und haben das Büchlein, das doch Jeder haben muß, mit allerlei abgetragenen Geschichten und Nebenarten angefüllt, sind gut genug für den Kalender.

Es hat aber auch zu den verschiedensten Zeiten Menschen gegeben, die nicht darnach fragen: wie ist eine Arbeit angesehen in der Welt? Sondern, was nützt sie in der Welt oder was kann sie nützen? — Es ist ein unverzeihliches Unrecht, daß man bei den Vorzügen des Menschen vor dem Thiere, als da sind: Verstand und Daumen, aufrechter Gang und warmes Essen, Edelsinn und Heuchelei u. s. w. nicht auch alsbald hinzusetzt: Und der Mensch hat einen Kalender! Das Thier theilt sich sein Jahr nicht in Monate, nicht in Wochen, Stunden u. s. w. ein, der Mensch aber thut das, und er kann im Voraus sagen wie die Sterne gehen und stehen. Freilich was auf dem kleinen Stern, den wir Erde oder wol gar die Welt nennen, vorgehen wird — das weiß der Mensch eben so wenig als das Thier. Du lebst manchmal in den Tag hinein, manchmal aber befinnst du dich und siehst nach, was heute für ein Tag ist. Da siehst's im Kalender, und da sind die Tage vor dir und die Tage hinter dir. Was ist aus diesen geworden und was wird aus jenen? Bist du betrübt, so wär's gut, wenn daneben in den andern Blättern eine Geschichte steht und noch etwas mehr, das dir dein Herz erheitert, erfrischt, und dir sonst einen Gedanken gibt, der deinen verdunkelten Blick aufhellt, deinen beschränkten, eingengten erweitert.

Das haben gewiß auch die großen und edlen Männer gedacht, die sich nicht zu hoch hielten, um im Kalender zu aller Welt zu reden.

Ja, wir Kalendermänner können uns auch vornehmer und tapferer Ahnen beruhmen, wenn auch nicht in gerader Linie der Abstammung.

Da ist der große Sternkundige Johann Kepler, der im 17. Jahrhundert lebte und ein so trauriges Schicksal hatte (es soll in einem der nächsten Jahrgänge ausführlich von ihm erzählt werden); der schrieb als kaiserlicher Mathematikus einen Kalender, und bezog daraus einen Theil seines übrigen kümmerlichen und noch dazu unregelmäßig ausbezahlten Gehaltes. Die Herausgabe des Kalenders war nämlich dazumal ein kaiserliches Vorrecht,

und daher stammt es wol, daß heutigen Tages noch die verschiedenen deutschen Regierungen eine besondere Stempelsteuer von den Kalendern beziehen. Beiläufig gesagt, ist das ein verrostetes Nabel, das doch endlich einmal beseitigt werden sollte. Es ist fast wie die Salzsteuer, deren Beseitigung auch immer wieder zu den natürlichen Forderungen eines gesunden Staatslebens gehört. Die Abschaffung der Kalendersteuer wird aber wol auch darauf warten müssen, bis ein einiges Gesetz Deutschland regiert. —

Der zweite Kalendermann auf den wir stolz sein dürfen, ist der edle große Dichter Friedrich Schiller, dessen hundertjährigen Geburtstag wir am 10. November dieses Jahres feiern.

Wenn auch der Inhalt des von Schiller herausgegebenen Kalenders (1802) ein vornehmerer war, so war eben doch ein Kalender dabei, und darum lassen wir's uns nicht nehmen, Schiller zu den Kalendermännern zu zählen, und manches hohe Wort von ihm ist zum Sprichwort geworden, und man weiß kaum mehr, daß es von ihm herrührt.

Der dritte große Kalendermann ist der Erfinder des Blitzableiters, der amerikanische Staatsmann und weise Menschenfreund Benjamin Franklin.

Auch von ihm sollen die nächsten Jahrgänge Ausführliches bringen. Hier sei nur dessen gedacht, was den Kalender betrifft:

Fünf und zwanzig Jahre lang, von 1732 — 1757 erschien der Kalender Benjamin Franklin's, der unter dem Namen „Der gute Vater Richard“ berühmt geworden ist. Damals war die Welt und besonders die amerikanische Welt noch so seltsam eingerichtet, daß Franklin seinen Kalender fast nur für Lumpen verkaufte, d. h. nicht an Lumpen, sondern ganz buchstäblich für leinene Lumpen, die man ehedem wegwarf und die Franklin nun in seiner neu errichteten Papiermühle verbrauchte. Es mag spassig gewesen sein, wie da Mancher sein Hemd und sein Sacktuch vom vorigen Jahr heuer als Kalender in die Hand bekam.

Im Jahre 1757 — wer kann wissen was aus einem Kalendermann wird? — gab Franklin seinen Kalender auf; denn er war in diesem Jahre zum Gesandten Pennsylvaniens in England ernannt worden, und von da an begann die große staatsmännische Wirksamkeit Franklin's, von der, wie gesagt, ein andermal zu berichten ist.

Der gute und fröhliche Kalendergeist wanderte über's Meer und wurde wieder neu geboren in einer Gesindestube zu Basel am Rhein am 10. Mai des Jahres 1760. Das ist der Geburtstag Johann Peter Hebel's, des liebenswürdigen und beharrlichen Kalendermanns, bekannt unter dem Namen:

Der rheinländische Hausfreund.

Wenn wir uns um ein Jahrhundert zurücksetzen, stehen wir mitten im siebenjährigen Krieg, der ganz Deutschland eine andere Gestalt gab, die noch jetzt nicht fertig ist.

In einem schönen fruchtreichen Winkel des deutschen Vaterlandes, am Oberrhein bei Basel, merkte man wol nicht mehr von dem Kriegsleben als man etwa von einem fernen Gewitter spürt; und ein junges Ehepaar, das sich der endlichen Vereinigung erfreut, kümmert sich nicht viel darum.

Der Webergeselle Johann Jacob Hebel aus dem damals kurpfälzischen Städtchen Simmern auf dem Hunsrück gebürtig, war auf seiner Wanderschaft auch nach Basel gekommen und hier ließ er sich anwerben und ging zugleich als Diener des Majors Jselin mit in den Krieg nach Flandern, an den Niederrhein und nach Korsika. Bevor er aber auszog, war er noch anders angeworben, denn er liebte die Ursula Dertlin, die als Magd im Jselinschen Hause diente und aus Hausen bei Schopfheim im badischen Oberlande gebürtig war. Es kann wol sein, daß der Sohn dieser Beiden, eben der von dem wir berichten, etwas aus der Geschichte seiner Eltern in sein Gedicht „der Bettler“ übertrug: da kommt ein Soldat als Invalid verkleidet aus Korsika heim, stellt sein Mädchen auf die Probe und als es sich bewährt, ist Jubel in Fülle. Lies nur einmal das Gedicht nach, und so schalkhaft und innig wie der Sohn war auch der Vater.

Der Weber Johann Jacob Hebel arbeitete im Winter in Hausen an seinem Webstuhl, im Sommer arbeitete er und seine Frau wieder als Diensteute im Jselinschen Hause zu Basel, ihr Lebensschifflein ging fast wie das Webergeschifflein am Webstuhle zwischen Basel und Hausen hin und her.

Im Frühling 1760 waren also die beiden Eheleute wieder nach Basel in das Jselinsche Haus gewandert, und im Herbst wanderten sie zu dritt zurück, denn am 10. Mai 1760 wurde ihnen ein Sohn geboren, der die Namen Johann Peter erhielt.

Auf dem Heimweg im Herbst trug der Vater seinen Sohn. Er sollte ihn nicht lange in den Armen haben, denn schon im Juli 1761 starb er, und so wuchs der Knabe als einsames Kind einer armen Wittve auf, und wanderte mit der Mutter hin und her zwischen Basel und Hausen.

Wer kann sagen, welche Eindrücke da in die Kindesseele fielen? Denn Kindesindrücke sind wie Morgenthau auf der Pflanze, sie verwandeln sich in Blatt und Zweig und Blume, und was uns in diesen anmuthet, ist gesättigt und gebiehet aus dem Thau.

Der junge Hebel wurde aber kein weichselger Kopfhänger, im Gegentheil, die Lustigkeit und Schalkhaftigkeit schlug in ihm vor; er hatte ein offenes Auge und fröhlichen Sinn, und wie er in's Herz seiner Volksgenossen schaute und alle Regungen darin kannte und in sich fühlte in Leid und Lust, empfand er in sich und mit Allen das, was schon die alten Römer als „fröhliche Armut“ glücklich priesen, oder was der vortreffliche Justus Möser „die Politik des Unglücks“ nennt.

In herzlichem Genügen, sich an den allverbreiteten Gütern des Lebens erfreuend, an Sonnenschein und Gesang, an Liebe und hilfreicher Güte, so

wuchs Peter Hebel heran, und es ward sein Beruf: die Menschen zu lehren, sich dessen zu erfreuen was Allen gegeben ist, sich in sich selbst glücklich zu fühlen und Andere nach Kräften glücklich zu machen.

Der kleine Peter zeigte schon früh besondere Begabung, wurde von wohlthätigen Menschen unterstützt, zum Studium angeleitet, wurde evangelischer Theolog, Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, Kirchenrath und zuletzt Prälat.

Noch heute erinnern sich Viele seiner Schüler mit inniger Dankbarkeit seiner freundlichen und eindringlichen Lehre. Er hat an seinen Mitmenschen vergolten, was man ihm einst Gutes gethan; und wenn diejenigen, die Gutes von ihm empfangen, es in gleicher Weise fortpflanzen, so bildet sich eine Kette von edeln Thaten und edeln Gesinnungen, die zu den schönsten Erbtheilen der Menschheit gehört, und das ist auch der Gedanke, in dem wir die Feier des 10. Mai 1860 begehen möchten.

Es war eine begrenzte Landschaft, in der sich die Thätigkeit Hebel's äußerte. Wie bei allen echten Menschen war ihm das liebste das mündliche Wort, der persönliche Verkehr. Was er schrieb und drucken ließ, war nur eine Erweiterung des persönlichen Zusammenlebens, und der Kreis wurde größer als er je ahnte, und jetzt nach einem Jahrhundert seiner Geburt schauen von allen Landen Unzählige nach der Gestirnstube zu Basel, wo ein Knabe geboren wurde, der als Mann nach Maßgabe seiner Kraft ein Wohlthäter seiner Mitmenschen wurde, indem er einer der ersten war, der den Reichtum des Gemüths, die Gesundheit und Fröhlichkeit, die Arbeitslust und unwerwüßliche Tugend, die im Herzen des Volkes leben, getreulich offenbarte. Er war einer der ersten und besten, die dem Volke selbst und den Höhergebildeten zeigten, daß unter dem hausgemachten Kittel wie unter dem vornehmeren Gewand dasselbe menschliche Herz schlägt in Freud und Leid, wenn auch die Sprache des Mundes eine verschiedene ist. In Heiterkeit und Ernst wurde Hebel ein fröhlicher sangreicher Kamerad auf allerlei Lebenswegen und ein überall herzlich begrüßter Hausfreund.

Das ist Johann Peter Hebel, der Verfasser der alemannischen Gedichte und des rheinländischen Hausfreundes.

Du hast in der Schule lesen gelernt an Geschichten des rheinländischen Hausfreundes wie „Kantiverstan“ u. und Peter Hebel war's, dem du manches fröhliche Kinderlächeln verdankst, manchen Schwank und manche gute Lehre, die auch wie Morgenthau in deine Kindesseele gedrungen.

Als Mann siehst du nun wohl, daß auch Peter Hebel ein fehliger Mensch war wie wir Alle.

Er, der Mann des Volkes, hat den reinen und leider schwer getäuschten vaterländischen Sinn Andreas Hofers erkannt. Laß dir aber ein Wort unsers freigeistigsten Dichters und Denkers in's Gedächtniß rufen. Bei einer ähnlichen Betrachtung sagt Gotthold Ephraim Lessing, daß die Fehler

und Irthümer bedeutender Menschen uns nicht zu Ueberhebungen bringen, sondern nur „eine Lection für unsern Stolz“ sein sollen.

Wir Deutschen werden wenig dazu ausgebildet, das Nächste was uns angeht, das Staatsleben verstehen zu lernen, und es gilt ja noch heute bei Manchem für einen Ruhm, sich um Alles nur nicht um das Staatsleben zu kümmern; und so haben wir in unseren Tagen eigentlich vaterlandsliebende Menschen eine falsche Begeisterung aufstacheln sehen, wie Hebel eine edle niederhalten zu müssen glaubte. — Und noch eine andere schwere Betrachtung schließt sich an das Leben Hebels.

Er starb am 22. September 1826 im Alter von 66 Jahren. Er hat sein Leben rein und schön ausgelebt und doch ist Vieles, was die Welt erfreuen und erheben konnte, in ihm unausgesprochen gestorben, weil es — mit Einem Wort — die Censur ungeboren tödtete.

Hebel, der fromm und gläubig, die erste geistliche Würde als Prälat einnahm, war ein Menschenfreund, ein Freund der Bekenner aller Religionsformen; denn er vergaß nie was über allen Formen und Bekenntnissen steht.

So schrieb er im Jahr 1814 die Erzählung „der fromme Rath“ und auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit wurde der Kalender unterdrückt und durfte erst nach Ausscheidung dieser Erzählung veröffentlicht werden. Hebel, der keine kämpfende, vielmehr eine friedfertige Natur war, gab den Kalender auf; nur noch einzelnes Weniges gab er in spätere Jahrgänge.

Wer kann sagen, wie viel bleibend Erfrischendes dadurch dem deutschen Volke und der Welt getödtet wurde?

Bei Vielen was uns noch bedrückt mögen wir uns indeß glücklich preisen, daß wir die Gräuel der Censur als vergangene betrachten dürfen, und daß es außer der kleinen Zahl unheilbarer Finsterlinge heute keinem verständigen Menschen mehr einfällt, etwas Strafbares zu finden in der Erzählung, die also lautet:

Der fromme Rath.

Ein 18jähriger Jüngling ging noch unerfahren, katholisch und fromm zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seien, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher,

der andere rechts von dorthier. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürbigen Gut er niederknien und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu rathen. Als er aber den einen Vater mit Bekümmerniß anschaute und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Vater wie ein Engel freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb' er den lutherischen Kalender nicht.

2. Neue Befehrungsbücher.

Bei der herzoglichen Tafel wird auch gegessen oder eigentlich gespeist und getrunken wie bei anderen Menschen, nur aus feinerem Geschir und manchmal etwas besser und mehr als anderswo; es wird da auch gesprochen wie an anderen Tischen und auch nicht immer von lauter Weisheit und von der Regierungskunst und andern Künsten. — Also an der Tafel des rechtschaffen und freigesinnten Herzogs Karl August von Weimar, war einstmals — kurz nachdem er die Regierung angetreten und noch sehr jung war — von Fischen die Rede und wie verschieden sie schmeckten. Da fragte der Herzog: warum er keine Schmerlen mehr aus dem Piffelbach bekomme, die hätten so vortrefflich geschmeckt. „Durchlaucht“, lautete die Antwort, „allerdings ist die Fischerei im Piffelbach ein herzogliches Regal, aber die Bewohner des Dorfes rösten ihren Flachs im Bach und daran gehen die Schmerlen zu Grunde.“

Der Herzog gab Befehl, daß sofort ein Erlass an das Amt zu Nieder-Rosfla ergehe, der das Flachs-rösten im Bache verbiete.

Gut, so ein Befehl ist leicht erlassen; aber wer weiß immer, wie er die trifft, an die er ergeht? Und diejenigen, an die er erging, waren nicht gerade von der Tafel aufgestanden.

Es war am Abend in der Dämmerung als der Dorfnecht — wie man's damals nannte — durch die Gassen klingelte, und die Männer, die zum Fenster herauschauten, schüttelten den Kopf, wenn das kleine Schiebfensterchen es erlaubte; die Frauen aber, die sich auch herzugebrängt hatten — denn die Frauen sind auch manchmal neugierig — machten große Augen und böse Blicke zuckten darin. Also so, das will er uns verbieten?

Die Spinnräder in den Häusern standen still und die Feuer auf den Herden gingen aus oder lohten auf und verbrannten die Abendsuppen, die eben gekocht wurden; denn alle Frauen und Mädchen raunten auf die Strafe

und immer größer wurde der Troß, der den verkündenden Dorfnecht umgab. Es wäre eigentlich gar nicht mehr nöthig gewesen, daß er klingelte und den Befehl vorlas. Von Mund zu Mund hatte sich schon verbreitet, wach ein entsetzliches Unglück über das ganze Dorf gekommen sei. Man vernichtet ihre Freude und ihren Stolz und das Erträgniß des Flachsbaues — denn die Welt war damals noch nicht in Baumwolle eingewickelt — war ein Beträchtliches.

In den Zusammenrottungen der Frauen hätte der Herzog hören können, was für Randsbemerkungen zu seinem Befehl gemacht wurden; aber es ist gut, daß auch die Besten nicht immer hören, was hinter ihren Rücken gesprochen wird. Die Frauen wollten allesamt zum Herzog gehen. Die Reden waren schon ganz fertig, die sie ihm vorbringen wollten, und sie waren witzig, kurzweilig und scharf. Die Zuhörerschaft hier lachte und jubelte darüber und eine verborgene Rednergabe nach der andern that sich auf; denn die Frauen sollen ja bisweilen, wie man sagt, ein scharfes Mundwerk haben.

„Ich will ihn einweichen . . . Und ich will ihn heheln . . . Und ich will ihm so sagen“, hieß es hin und her, und eine Frau nach der andern klagte, daß man sie nicht habe ausreden lassen. Eben das, was man jetzt belachte, eben das, was man jetzt als das Beste fand, hätte sie selber vorbringen wollen; sie könne einen Eid drauf schwören, daß das ihre eigenen Worte seien.

An diesem Abend bekamen fast alle Männer verbrannte Suppen und sie wurden ihnen noch dazu versalzen mit scharfen Worten, und beim Spinnrad nach der Abendsuppe ging die Zunge mancher Frau fast so schnell als die Spule und zuletzt gab es gar noch Weinen darüber, weil die Männer sich Alles gefallen ließen und sich nicht zu helfen wußten.

In der That war guter Rath theuer, was hier zu machen sei. Spät in der Nacht saßen noch zwei alte Kameraden im Dorfe beisammen — sie hielten noch gute Kameradschaft vom Soldatenleben her — und der Eine klagte, daß er seiner Frau und den Töchtern davon gegangen sei, sie ließen ihm keine Ruhe wegen des herzoglichen Befehls und es thäte ihm in der Seele weh, wenn man so gegen den Herzog losziehe; er sei gewiß gut, nur noch etwas zu jung und zu rasch. Und der Andere klagte, daß er nicht wisse, wie er künftig seine Steuern bezahlen solle. Sie kamen auf einen Kameraden zu reden, der beim Herzog Kammerdiener sei, der hatte es besser, der hatte neben dem Vergnügen der guten Livree und dem leichten Geschäft noch auch vierteljährlich seine runde Summe und das Steuerbuch plagte ihn nicht. Während sie so reden fällt ihnen ein, daß vielleicht der Kammerdiener helfen könnte, und aus Steuerbuch und Kammerdiener hekten die beiden Alten einen Plan aus, der gar witzig war und sie stritten gar nicht mit einander, wer zuerst auf den klugen Einfall gekommen sei. Aber der Plan machte sie immer lustiger . . . Sie wollten ihn mit einander in der Gemeindeversammlung

vorbringen und fröhlich schieden sie und Jeder lächelte noch vor sich allein über den lustigen Einfall.

In der Gemeindeversammlung, wo eine Gegenvorstellung an den Herzog berathen wurde und man schon im Voraus verzweifelte, daß sie etwas helfen würde, da traten nun die beiden alten Männer, sie hießen Haffe und Kirscht, vor und sagten: Sie hätten einen alten Kameraden mit Namen Venus, der Kammerdiener beim Herzog sei.

Alles lachte und spottete über die Einfalt, einen herzoglichen Erlaß durch die Bekanntschaft eines Kammerdieners rückgängig machen zu wollen.

Die beiden Männer aber warteten ruhig bis das Lachen vorüber war, dann sagten sie: „Wer zuletzt lacht, hat gewonnen.“ Nun erklärten sie ihren Plan: Sie wollten alle Steuer-Quittungsbücher in Pfiffelbach sammeln und damit zum Herzog gehen, ihr Freund, der Kammerdiener, werde ihnen schon Einlaß verschaffen.

Die Sache schien lustig und klug und konnte in keinem Fall schaden. Das Einsammeln der Steuerbücher war bald geschehen und fast Jeder erklärte den beiden Alten, wie schwer die richtige Steuerbezahlung sei und man redete in die beiden Alten hinein als stände der Herzog da.

Es war nun ein groß Stück Geld (das heißt nicht in wirklich Geld, sondern nur in Zahlen) das die beiden Männer in zwei großen Kurrangen nach Weimar trugen und — eine Kammerdiener-Bekanntschaft ist zu Zeiten auch was werth — sie erhielten Einlaß.

Ohne ein Wort zu reden packten die beiden Männer hunderte und aber hunderte von Quittungsbüchern vor dem Herzog aus.

„Was soll das?“ fragte der Herzog.

„Durchlaucht halten zu Gnaden, das sind Befehrsbücher Entschuldigen Durchlaucht, daß die Bücher nicht sauberer aussehen . . . es stecht viel Schweiß, viel Arbeit, Kummer und Sorge darin, die Hände, die diese Bücher gehalten, haben oft gezittert. . . . Mit diesen Büchern wollen wir unsern gnädigen Herzog bekehren.“ So sagten die beiden Alten, bald sprach der Eine bald der Andere; sie fielen einander nicht in's Wort, Jeder setzte nur immer ab und der Andere ergänzte, wie wenn nur Ein Mensch spräche.

Der Herzog verstand noch immer nicht, was das sein sollte. Die beiden Alten erklärten ihm nun wechselseitig: „das seien nichts als Steuerquittungen, sie wollten nur damit sagen: das ganze Dorf Pfiffelbach habe bisher alle Steuern pünktlich und richtig bezahlt, da ist's zu lesen, ob das in Zukunft auch so sein würde, das ließe sich nicht sagen.“ Der Herzog fragte: „Warum?“ Und nun erklärten die beiden Alten, daß man das, was man an Getreide und Futter ernte, zur Nahrung von Mensch und Vieh brauche und es gehe noch oft knapp her; von dem Gespinnst das man bisher aus dem Flachß gewonnen, habe man die Steuern bezahlt; würde ihnen verboten, ihren Flachß

künftig im Bach zu rösten, so würde das nicht mehr so sein können, denn der Flachs gehe, sobald er gereift sei, schnell in Säulniß über.

„Könnt ihr denn nicht auch, wie man's in Schlesien macht, die Thauröste anwenden?“

„Nein, dazu fehlen uns die niedern Flächen.“

„Gut, packt wieder ein, der Bescheid wird nachkommen,“ sagte der Herzog und entließ die beiden Alten.

Auf dem Heimweg war es den beiden Alten in der That so, als ob all' die Summen die in den Büchern quittirt waren, wieder lebendiges Geld geworden seien, so schwer drückte sie die Last; denn der Herzog hatte sie kurz und barsch entlassen, und so lustig und ruhmvoll ein kluger Streich ist, wenn er gut ausgeht, ebenso traurig und spottbringend ist er, wenn er fehlschlägt; und sie hatten das ganze Dorf herausgefordert und jetzt wird Jeder gegen sie losziehen. Und die Weiber! Wenn's nur schon überstanden wäre, was man von ihnen hören muß . . . Einer mit Kanonen gepickten Batterie entgegengehen, ist nicht schwerer. Nur Muth! Ein Wort spricht Einem kein Loch in den Kopf.

Keuchend kamen die beiden Alten in Pfiffelbach an und dort mitten im Dorf steht der Husar vom Amt Nieder-Kosla, den ein großer Haufe von Männern und Frauen umgiebt und besonders die Frauenstimmen hört man laut. Der Husar ist gewiß da, um die beiden Männer, die so feck gegen den Herzog gewesen waren, gleich bei ihrer Heimkunft zu verhaften.

Die Kameraden hatten gute Lust, wieder umzukehren; aber nein, alte Soldaten fliehen nicht, und sie waren schon bemerkt worden. Jetzt eilte der Haufe mit dem Husar auf sie zu, sie standen wie fest gebannt. Und auf Einmal wurde die Last auf ihren Rücken leicht, denn: Es ist Alles bewilligt . . . Ihr habt gewonnen . . . Wir können in dem Bach rösten so viel wir wollen . . . Wenn's den Schmerzen nicht schmeckt, sollen sie wandern wohin sie wollen . . . So hieß es von allen Seiten und die beiden Alten wurden mit Jubel begrüßt.

Es gab lauter Lachen und Lustbarkeit, als die Steuerbücher wiederum an ihre Eigenthümer zurückgegeben wurden, und noch lange nannte man im Dorf die Steuerbücher: Befehungsbücher.

3. Ein Kind unter zwölf Jahren oder das Halbbillet.

Willst du etwas Unrechtes thun, so sieh auf dein Kind, sagt ein römischer Schriftsteller. Er hatte sich nicht gedacht, daß das auch bei einer Einrichtung gilt, von der die alten Römer noch keine Vorstellung hatten.

Ich war auf der Reise, ich stand im Bahnhof am Schalter der Billet-

Ausgabe, da kam ein Mann, an seiner Seite ein frischer, heller Knabe, der ganz glücklich drein sah, er hatte eine grüne Botanisirtrommel umgehängt und zog vor dem Bahnbeamten seine Strohmütze ab.

„Ein Billet für mich und meinen Sohn,“ sagte der Mann.

„Ist das Kind schon zwölf Jahr alt?“ fragte der Bahnbeamte.

„Noch nicht,“ antwortete der Mann und erhielt ein Vollbillet für sich und ein Halbbillet für seinen Sohn.

„Vater, ich werde im nächsten Monat ja schon dreizehn Jahr,“ sagte der Knabe leise aber heftig, faßte die Hand des Mannes und schaute zu ihm auf mit einem Blicke, in dem Unsagbares lag: Der Vater ein Lügner, der wegen einiger Groschen das Alter des Sohnes falsch angiebt! Aber kaum eine Secunde dauerte dieser Blick, denn schnell verzerrten sich die Mienen des Knaben, er schien etwas leise zu sagen, ich hörte es nicht.

Der Vater verwies ihn still drohend und riß ihn mit fort aus der Halle.

Als sie im Wartesaal auf den ankommenden Zug warten mußten, trat der Vater ein, den Knaben hörte ich aber unter der Thür sagen: „Vater, laß mich hier.“ Und manchmal sah ich ihn zu mir herein schielen.

Ich muß gestehen, daß ich mir das erst später erklärt, denn jetzt, als der Schaffner rief: „Einsteigen“ und der Vater mit dem Kinde zu mir in denselben Wagen sitzen wollte, sah ich, wie der Knabe an ihm zerrte und rief: „Nein, nicht hierher, nein, da ist der Mann, der hat Alles gehört.“

Der Knabe fürchtete sich offenbar vor mir, daß ich ihn angeben könnte und wie sich die kindliche Phantasie allerlei vorspiegeln mag, so wollte mir scheinen, daß er besonders den Gensd'armen fürchtete, der auf der nächsten Station stand, wo wir länger warten mußten: vielleicht sieht er's ihm an und er konnte ihn gleich verhaften und einsperren, weil er betrogen hatte; offenbar aber hatte der Knabe eine besondere Scheu vor mir, er vermied meinen Blick, ich war ja der Mitwiffer von der Lüge des Vaters.

Es waren nur wenig Stationen die wir mit einander fuhrn.

An einem schönen Gebirgsorte stieg der Vater mit dem Knaben aus. Hier wartete eine Frau mit einem kleinen Mädchen; sie gab zuerst dem Vater die Hand und dann umhakte sie den Knaben und fragte: „Warst du recht vergnügt auf deiner Ferienreise, Robert?“ Der Knabe nickte still und holte etwas, das in ein Papier gewickelt war, aus seiner Botanisirtrommel.

Ich konnte mich in die Seele des Knaben denken, dem alle Fröhlichkeit verächtet sein mußte von der Lüge, die er zuletzt noch erfahren. Er mochte meinen Blick spüren, denn als er mich jetzt sah, ramte er mit dem kleinen Mädchen schnell davon, mir aus den Augen.

Willst du etwas Unrechtes thun, so steh' auf dein Kind — sagt ein römischer Schriftsteller und das Böseste was du ihm thun kannst, ist, ihm den Glauben an deine Redlichkeit benehmen. Laßt die Kinder zu Hause, sucht ihnen nicht Vergnügen und Lustbarkeit zu machen. Jung sein ist Vergnügen und

Lustbarkeit genug und lebt auf jeder Wiese, in jedem Garten, braucht nicht auf Reisen geholt zu werden. Nimmst du aber dein Kind mit, so achte die öffentliche Moral, um deiner selbst und deines Kindes willen.

4. Eine Stunde ein Jude.

Es war im Jahr 1775, just in dem Jahre, als der allgemeine Reichskalender zum Erstenmal erschien, da wanderte ein frühlicher Student aus dem Thore Erlangens heimwärts. Niemand ahnte und er selbst am wenigsten, daß der Student einst der trefflichste deutsche Kalendermann werden sollte; denn es war der junge evangelische Theologe Peter Hebel, der nach zweijährigem Aufenthalt auf der Universität Erlangen nun heimwärts zog, um wie man's nennt, in's Philisterleben einzutreten. Der Student, der mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Wanderstabe in der Hand dahin zog, hatte wol manches frische Liedlein und manchen lustigen Schwanz im Kopfe; heute mochte es ihm aber nicht fingerig und nicht spaßig zu Muthe sein, denn wer je die bunte Mütze trug (und auch Hebel hatte sie getragen, denn er hatte sich zu der Landsmannschaft der Mosellaner gehalten), wer je in glückseliger Jünglingszeit sich frei und frisch den Studien und dem Jugendübermuth hingab, der weiß was die Worte des Liebes bedeuten: „Zur alten Heimath zieh ich ein, muß selber nun Philister sein.“ Ja wohl, das Sprichwort faßt viel in sich: wer A gesagt hat muß B sagen und so geht es weiter bis zum Z. Von der Stunde an wo das Kindesalter abbricht und man in der Schule zum Erstenmal lernt A sagen, da hört das Lernen und Studiren nicht mehr auf. Fast wie es einem Kinde zu Muthe ist, das zum Erstenmal in die Schule geht — es kann sich nur nicht recht erklären was ihm so das klopfende Herz bedrückt — eben so aber noch weit bewegter, denn er weiß was es zu bedeuten hat, ist es dem Jüngling zu Muthe, der von der Hochschule in die noch höhere Schule des bürgerlichen Lebens eintritt. Jetzt ist die zweite sorglose Jugendzeit vorbei, Alles grüßt dich viel ernster, die Bäume, die Straßen, die Felser, die Dörfer und Städte, du mußt nun selber darin helfen bauen, regieren, ordnen und lehren; da geht ein Kanzleidiener mit Actenbündeln — bald wird er dir selber einen Stoß zum Aufarbeiten bringen; da gehen Kinder in die Schule — bald kommen solche zu dir und du mußt mit ihnen die gesezten Stunden aushalten; da läutet die Glocke und der Pfarrer geht im Ornate gemessenen Schritts nach der Kirche — bald wirst du selber so dahin schreiten und die Kanzel besteigen. Aber was thut's? Dort aus den blumenverstellten Fenstern schauen rosige Mädchen gesichter heraus, bald wirst du eines heimführen und dein nennen, und bald seid ihr selber eine ganze Welt und ihr habt eine neue um euch. Wo nur

die sein mag, die mir einst das Leben erfüllen soll? Wart's ab! Und jetzt laß dir's wohl sein und munter in's Wirthshaus! Die Welt ist allzeit schön und neu, wenn man nur die Augen offen hat.

Ja, in einem heimkehrenden Studenten streiten sich zwei Welten, eine sorglos heitere und eine sorgenvoll ernste, und in manchem Manne hört dieser Streit nie auf, und das hat auch sein Gutes; wer nicht einen unsterblichen Studenten in sich hat, der hat kein frisches Herz.

Der Student Hebel wanderte still seine Straße, bald lustig, bald ernst, bald fröhlicher Zeiten gedenkend, bald in die Zukunft hinaus träumend.

„Halt Jude! Zoll bezahlen!“ wurde Hebel plötzlich angerufen. Er stand vor dem Thore von Seegringen, dem damals Anspachischen Grenzorte. Hebel sah sich um und dann wieder den Rufenden an. Wem gilt das? Wer ist damit gemeint?

„Was stehst du so da, verdammt Jude! Meinst du, du kannst den Zoll betrügen?“ so rief der einäugige Zöllner am Thor und ballte durch das Fenster die Faust gegen Hebel, und der Hund sprang aus der Thür und bellte ihn an; er wußte was sein Herr gerufen hatte und daß auch er ohne Scheu seinen Zorn auslassen und wenn er will die Kleider zerreißen darf. Jetzt erst merkte Hebel, daß der Zuruf ihm gegolten hatte.

Wie wenn im Walde ein Mensch, der sich hineinträumte in das ewig unversiegbare wonnige Naturleben, unversehens von einem wilden Thiere oder noch ärger von einem Hammerschlag aus Menschenhand getroffen wird, so stand Hebel plötzlich da. Also das ist die Welt, in die man eintreten soll, um das Wort der Liebe zu predigen?

Unwillkürlich rief Hebel nach dem ersten Schreck: „Ich bin kein Jude.“ „So?“ rief der Zöllner „du leugnest noch? Warte ich will dir,“ und jetzt kam er heraus und geradeswegs auf Hebel zu und wollte ihn packen, und der Hund war bereit, Beistand zu leisten. Da sagte Hebel mit einer Miene in der sich Wehmuth und Schalkheit mit einander stritten: „Ich kann schon allein gehen und ich gehe mit Euch.“

Plötzlich war er des Scherzhaften und Lustigen inne geworden, das in seiner jetzigen Lage war, und er wollte es ganz auskosten.

„Muß doch auch einmal sehen wie man als Jude in der Welt lebt,“ dachte er und da er die ebräische Sprache gut verstand, sagte er: „Soll ich vielleicht Juden Zoll bezahlen, weil ich ebräisch gelernt habe? Es ist mir schmeichelhaft, daß Ihr mich für einen so guten Ebräer haltet, als ob ich ein geborner Jude wäre,“ und mit einer pfliffigen Miene setzte er hinzu: „übrigens bezahle ich nichts. Führt mich zum Richter.“ Lächelnd ließ sich Hebel durch die Stadt transportiren und Alles spottete ihn aus, und die Kinder schrien hinter ihm drein: „Hephep!“ als ob sie's nach Noten in der Schule gelernt hätten. Hebel aber lächelte und lächelte immer, selbst noch da als er vor dem unsäg-

lich einfältigen Richter stand, der ihn sofort mit einer Prügelsuppe bewirthen und dann frei beherbergen wollte.

Nun fing der Spaf doch an über den Spaf hinaus zu gehen. Hebel legte seine Universitätszeugnisse und seinen Reisepaf vor. Der Richter stuzte, aber besiegt war er nicht; er wollte den Studenten bestrafen, weil er sich für einen ausgegeben der er nicht war. Hebel wußte ihm indes den Meister zu zeigen, denn natürlich, zuerst mußte der Zöllner vorgenommen werden; er selber hatte sich für nichts anderes ausgegeben als er war. Der Richter aber wollte dem Zöllner nichts thun, eine Krähe haßt der andern kein Auge aus, und hier wär's noch besonders schlimm gewesen, denn der Zöllner hatte nur Ein Auge. Mit einigen groben Worten als Reisefegen wurde Hebel entlassen.

Der Student hatte einen gesunden Durst gehabt, als er sich dem Städtchen nahte, jetzt wollte er hier in keinem Wirthshause einen Tropfen trinken; auf seiner Zunge lag's wie Galle und Wermuth. Er machte sich bald zum andern Thor hinaus, aber zurückschauend dachte er: „Seegringen! Dich vergess' ich nicht!“ Und er vergaß es nicht, denn er verlegte in spätern Jahren alle die albernern Schalkstreiche, die er in wohlgemuthen Stunden ausheckte, am Liebsten nach Seegringen.

Auf dem fernern Heimwege mußte Hebel viel darüber nachdenken, was das für eine Welt ist, in der man von einem Mitmenschen, weil er andern Glaubens ist, einen Leibzoll verlangt wie von einem Stück Vieh, und das Vieh hat's noch besser, denn es braucht den Zoll nicht selber zu bezahlen und kann sich nicht verfärben über die Schmach die man ihm anthut.

Hebel hat's noch erlebt und lange überlebt, daß der Judenzoll — wir können es kaum mehr glauben, daß er je bestand — abgeschafft werde; er hat aber in der Stunde, da er selbst für einen Juden gehalten worden war, das ganze tiefe Wehe kennen gelernt, das den Juden in der bürgerlichen Welt beschieden war. Der Leibzoll war abgeschafft, aber der Geisteszoll bestand und besteht in vielen Kreisen noch. Der Jude, nicht vorurtheilslos betrachtet, soll bei jeder neuen Begegnung, in jeder neuen Lebenslage sich documentiren, daß er ein gerader, ehrlicher, menschen- und vaterlandsliebender Mensch sei. Hebel schloß sich mit besonderer Zuneigung den Juden an und lernte ihre Zuneigkeit, Dankbarkeit und Herzensgüte immer neu kennen. Daß es viele gab, die von einem Schachergeist umhergetrieben wurden, führte ihn nicht; es giebt solche in allerlei Confessionen unter allerlei Formen. Hebel erzählte gern gesprächlich und in seinem Kalender allerlei Witzworte und Schwänke von und mit Juden, und er war einer der eifrigsten, der in Aufsätzen, wie der über Moses Mendelssohn und über den Sanhedrin von Paris und viele andere dazu beitrug, seine Mitchristen über die Juden aufzuklären und ihnen zu zeigen, daß das erst die echte Liebe ist, die man Menschen erweist, die andere

Denk- und Glaubensformen haben, wenn sie nur in ihrer Weise das Recht schaffen wollen.

Wenn nur Jeder, der noch ein Vorurtheil gegen Juden hegt — und es haben Unzählige ein Vorurtheil ohne es sich eingestehen zu wollen — wenn nur Jeder nur einmal einen Tag, eine Stunde für einen Juden gehalten worden wäre; er würde sein Vorurtheil ablegen und es in Gerechtigkeit und Liebe verwandeln.

(Nachschrift.) Der Leser, der gerne wissen möchte, woher diese Geschichte genommen ist, sehe: Hebel's Werke, Ausgabe 1843, Band 1, Seite 113. Dort steht's.

5. Die angenagelte Wohlthätigkeit.

An der Thür der Wohnung dicht neben der Klingel stand Frau Ruth, eine geschickte und thätige Frau, die gern selber Hand anlegt und lebhaften Geistes über Vieles in eigener Weise denkt. Sie hatte Hammer und Nagel in der Hand, und schlug mit zierlichen messingbüßigen Nägeln einen gedruckten Zettel an der Thür fest. Eben traf sie noch mit dem letzten Schlag den vierten Nagel, da kamen die Kinder von der Schule heim die Treppe heraus. Die älteren Kinder lasen still den angenagelten Zettel, das jüngste aber that sich was zu Gute auf seine eben erst erworbene Lesekunst und las laut: „Mitglied des Armenvereins. Bettlern wird hier nichts gegeben. Der Armenvorstand ist Langstraße Nr. 17, eine Treppe hoch bei Frau von B.“

Man saß wohlgenuth bei Tisch. Der älteste Knabe sagte: „Sind wir denn auch arm geworden, daß wir im Armenverein sind?“ Frau Ruth erklärte den Kindern, daß sich in der Stadt ein Verein gebildet habe, der den Hausbettel abschaffen wolle; dadurch werde dem Müßiggang gesteuert und die würdigen Bedürftigen erhielten regelmäßige Gaben.

„Das wird dem Johann recht sein, da braucht er nicht mehr so viel die Thür zu öffnen,“ sagte der Knabe, „und unsere Kathrine wird auch froh sein, unsere Treppe wird nicht mehr so schmutzig,“ setzte ein Mädchen hinzu. „Aber bei der Frau von B. muß es schrecklich aussehen!“

„Und ich gehe zu ihr hin und bitte, daß sie mich das Geld den Bettlern in die Hand geben läßt. Jetzt kann ich das ja daheim gar nicht mehr thun,“ sagte die jüngste Lesekünstlerin.

Am Mittag, die Kinder waren wieder in die Schule, saß Frau Ruth am wohlverwahrten Doppelfenster und strickte, Hyazinthenduft durchströmte die Stube. Es war wundersam still im Hause, aber wie es schien nicht im

Herzen der Frau Ruth. Sie stand auf, durchschritt mehrmals die Stube, sie hörte ihren Tritt kaum auf dem Teppich. Jetzt zog sie die Klingel und setzte sich wieder schnell an den Stickerahmen. Das Hausmädchen kam und sie sagte ihr: „Du hast wol gelesen, was an unserer Thür steht. Sag' auch dem Johann, er soll die Bettler zurecht weisen und Keinem mehr etwas geben.“

Sie schaute dabei nur einmal vom Stickerahmen auf, es war als schämte sie sich über etwas, und da das Mädchen noch stehen blieb sagte sie: „Hast du mich verstanden?“

„Ja wohl.“

„Nun gut, so geh wieder an deine Arbeit.“

Das Mädchen ging, Frau Ruth stückte weiter an einem schönen Sopha-Kissen, das für eine Wohlthätigkeits-Lotterie bestimmt war.

Sie hatte es dem Bedienten nicht auftragen wollen, den Zettel anzunageln, sie machte sich selber nicht klar warum; aber es ist besser, die Untergebenen haben da nicht lange zu reden und sie sehen daß die Sache abgemacht ist.

In Frau Ruth schien's doch noch nicht so abgemacht. Das hätte sie sich schon daraus entnehmen können, daß sie sich scheute, die Sache dem Bedienten zu übergeben.

Es ist ein empfindsamer weichlicher Mensch, der das ganze Jahr mit sich selber Mitleiden hat, und mein Bruder hat ihn daran gewöhnt, daß er in Allerlei drein reden darf; er lacht gern über ihn — so sagte sie vor sich.

Das war also der Hauptgrund, warum Frau Ruth selber die Annahmehilfe besorgte.

Jetzt saß sie wieder still. Es klingelt! Sonst hatte man nicht darauf zu achten, die Diensteute werden das schon besorgen. Jetzt hört Frau Ruth wie die Thür auf- und zugeht, und bald sieht sie ein Bettelkind aus dem Hause treten, und jetzt schaut es noch einmal zurück, sein Blick begegnet dem der Frau Ruth; sie wendet sich schnell ab und sticht weiter, sie sticht sich dabei in den Finger; es ist nur ein kleiner Schmerz und bald vorbei.

Wieder war's still. Aber bald klingelt's mächtig und Frau Ruth hört das Hausmädchen laut schreien und zanken an der Flurthür. Sie geht hinaus, da steht eine alte Bettlerin, die eine wöchentliche Gabe erhalten hatte; Frau Ruth verweist dem herben Dienstmädchen sein lautes Zanken und sagt zu der Bettlerin: „Liebe Frau, da leßt, was hier steht.“

„Ich kann nicht lesen,“ sagte die Alte. Frau Ruth mußte fast lachen über den einfältigen Ton, mit dem diese Worte vorgebracht wurden. Während sie noch mit der alten Frau spricht, kommt ein alter Mann und bittet auch um eine Gabe. Nun setzt Frau Ruth den Beiden auseinander, warum man den Armenverein gestiftet und welcher ein Uebel der Hausbettel sei; ja sie hatte sich aus der Generalversammlung so viel gemerkt, den beiden Leuten fast statistisch darlegen zu können, wie viel Arbeitszeit bei dem Betteln verloren

gehe. Sie wollte diese armen Leute gern befehren und ihnen zeigen, wie man auf die neue Weise viel besser für sie Sorge. Es gelang ihr nicht, denn der Alte sagte: „Ja, ja, das mag Alles gescheit sein, aber Herz ist nicht dabei.“

„Nein, da ist kein Herz dabei,“ rief die Alte; sie hatte einen guten Text bekommen, und nun klagte sie, daß diejenigen, die zu schmeicheln, schön und fromm zu thun verstehen, gewiß vom Armenvorstand das Meiste bekommen, während Andere, die es viel nöthiger haben, mit Geringem abgepeist werden, und sie weinte bitterlich; der alte Bettler aber fluchte und zeigte ein ganz anderes Gesicht als er sonst hatte.

Frau Ruth schauderte und bereute es, sich mit diesen Leuten eingelassen zu haben, und halb in Angst, halb in Mitleid gab sie den Beiden Jedem eine namhafte Gabe, sich aber ihrer übernommenen Pflichten erinnernd sagte sie dabei: „Da nehmet das, aber merkt Euch, das ist zum Letztenmal!“

„So sag' ich zum Letztenmal Dank,“ brummte der Bettler und ging davon.

Frau Ruth schloß die Thurthür und ging wieder hinein in ihre Stube und stückte weiter; aber als sie frische Wolle nehmen mußte, stimmerte es ihr vor den Augen, sie konnte die Farben kaum unterscheiden.

So sag' ich zum Letztenmal Dank! Sie schaute um als hörte sie das Wort jetzt nochmals in der Stube sprechen und doch war Niemand da; die Bilder an der Wand hatten keine Stimme und die Porzellanfiguren auf dem Schrank auch nicht.

Zum Letztenmal Dank! Nein, es wird mir Dank gesagt, ohne daß ich ihn höre. Es ist der Bettel, dem wir steuern. Aber die Bettler, sind es nicht Menschen? Will nicht jetzt der Verstand in einem Gebiete Gewalt haben, in dem er gar nichts zu sagen hat? Nein, die Männer verstehen das besser. Wie hat der Staatsrath, der die erste Generalversammlung leitete, uns auseinander gesetzt, welsch' ein Nebel der Hausbettel sei. Ja, er hat Recht. Aber zum Letztenmal Dank! Das Herz kann es nicht annehmen. Das Menschliche hört dabei ganz auf. — In der Seele der Frau Ruth war ein seltsames Hin und Her von Ueberlegungen. Wohl ist es ein edler Trieb, der die Wohlthätigkeit ordnen will, daß die Gaben nicht mehr verzettelt werden; aber ist das nicht eine entsetzliche Entfremdung von Mensch zu Mensch? Die Kinder haben's gefühlt was das ist. Denke daran, wie es dir war, als du deinen Vater, deine Mutter einem Hilflosen und Darbenden beistehen sahst. Sollen die Kinder das nun nicht mehr sehen? Nicht mehr hören die Stimme eines Armen, nicht mehr seine Hand sehen, seinen Blick nicht, du nicht, die Kinder nicht? Wenn die Armenvereine in der That den Nothleidenden nachdrücklicher helfen sollen, so darf man sich davon nicht mit Geld allein, mit einem Jahresbeitrag löskaufen. Jeder muß selber dabei

mitwirken und persönlich thätig sein für das Ganze. Nein, nicht zum letztenmal Dank

Frau Ruth mußte mehrmals ihre Sticerei wieder austrennen, sie hatte unbegreiflicher Weise falsche Farben gewählt. Es war ihr eben wie ein Flor vor den Augen. Endlich richtete sie sich rasch auf, warf die Sticerei weg und holte nochmals die Schachtel, darin Hammer, Zange und Nägel waren. Nun stand sie wieder auf der Hausflur und suchte die messingköpfigen Nägel herauszuziehen, aber — ein Nagel ist viel schneller eingeschlagen als herausgezogen. Frau Ruth lächelte schmerzlich, als ihr das zum Sinnbilde wurde: ein Eindruck, eine Erinnerung ist viel schneller in die Seele gebracht als wieder daraus entfernt. Die Kinder werden das Täfelchen nicht so schnell wieder vergessen. Frau Ruth brachte die Nägel nicht wieder heraus, sie löste behutjam den Zettel ab, die Nägel blieben stecken.

Als am Abend die Kinder wieder aus der Schule heim kamen, saß eine Bettlerin auf der Treppe und aß eine Suppe, Frau Ruth stand bei ihr und sie gab dem jüngsten Mädchen eine Münze, um sie in die Hand der Bettlerin zu legen.

„Sind wir nicht mehr im Armenverein?“ fragte der älteste Knabe.

„Nein, wir sind vorläufig ausgetreten,“ antwortete Frau Ruth.

6. Er ist ein Spion.

„Seine ganze Regierungskunst bestand darin, daß er die Menschen in zwei Klassen eintheilte: in Dummköpfe und Spitzbuben. Darauf waren alle seine Maßregeln gestellt. Nie hat ein Mensch verderblicher auf eine ganze Zeit, auf eine ganze Nation gewirkt, als er.“

„Die Weltgeschichte wäre eine lügnerische Fabel, wenn man ihm das vergäße. Er hat das Entsetzlichste gethan was es geben kann, er hat die Tugend zum Laster gestempelt und mit allen Schreckmitteln verfolgt.“

„Wie meinst du das?“

„Was ist das Edelste am Menschen? Daß er über sein eigenes Selbst hinausdenke, für seine Mitmenschen, für die Gemeinde, für den Staat nach Kräften mitwirke. Er aber hat jedes Denken und Streben für das Allgemeine, für den Staat, als Verbrechen verfolgt —“

„Von wem redest ihr?“ Fragte ein dritter herzutretender Freund, der zwei sonst ruhige Männer eifrig im Gespräch fand.

„Von Metternich.“

„Es steht eben in der Zeitung, daß er gestorben ist.“

„Auch mich,“ sagte der Dritte, „hat er einstmals im tiefsten gekränkt, nicht er selbst, sondern seine tausenderlei Helfershelfer. Was er in der diplomatischen Welt war, mögen Andere erzählen; ich aber habe selbst erfahren,

wie er ein großes gemüthvolles und zum Edelsten fähiges Volk dadurch im innersten Herzen verabs, daß er das entsetzliche Spionenwesen bis in die entferntesten Kreise hinaus ausdehnte, und mich selbst hat das einst tief verwundet.“

Erst nach geraumer Weile ließ sich der Neuhinzugetretene bewegen, ausführlicher zu berichten, und er begann:

„Ich weiß, ihr lächelt oft darüber, daß ich in der Welt noch immer lieber das Gute heraushebe und es zu pflegen suchen möchte, und weder Neigung noch Begabung habe, mit dem Schlechten und Verkehrten zu kämpfen. Mir ist das Leben nur werth, wenn ich vertrauend und hoffend leben kann. Ich sehe wohl was noch fehlt, aber ich sehe auch und gestehe gern: ich sehe lieber, was Gutes da ist und wird.“

Schon als ich an die östreichische Grenze kam, war mir's, als hörte ich den unsichtbaren Haselstock durch die Luft pfeifen. Diese umständliche Paßplacerei, wo man wie im Vorhof eines Gefängnisses eingesperrt und criminalischer Behandlung ausgesetzt erscheint, bis man das gnädige Visum erhalten hat — wie ich höre, soll das auch heute noch nicht ganz verschwunden sein — das Alles durchschneidet wie ein geller Misten die Reiselust. Man verwundet das aber bald wieder, denn es ist doch ein schönes Stück deutscher Heimath, in der wir uns daheim fühlen.

Nicht leicht erinnere ich mich aber einer häßlicheren Empfindung, die mir die ganze Seele ich möchte sagen verunreinigte, als damals, da ich für einen Spion gehalten wurde. Ich bilde mir natürlich nichts darauf ein, daß man mir den ehrlichen Menschen ansieht. Wer wird daran denken? Aber als ich für das Gegentheil gehalten wurde — ich kann's nicht sagen, wie mir das bis in's Herz hinein weh that.

Und doch that mir's weniger um mich leid, als um die Menschen, die den Argwohn hatten. Was kann mir daran liegen, von Menschen, die mich nur eine Stunde im Leben sehen und dann nie mehr wieder, für den verworfensten Spitzbuben gehalten zu werden? Aber wie traurig muß es in der Seele Derer aussehen, die zu solchem Argwohn gezwungen und gewöhnt werden.

Ich war auf einer Fußwanderung im schönen Oestreich; die Treuerzigkeit des Landvolkes besonders war es, die mich tief annuthete, und ich war überaus glücklich. Denn immer wieder wenn ich hinaustrete und über Berg und Thal wandere, belebt mich nicht nur ein frischer Athem der Natur, sondern auch ein frischer Athem des Menschengeschlechts. Es ist trotz aller Verwüstungen und Verbumpfungen noch so viel schöne Kraft in unserm deutschen Vaterlande, so viel aufrichtige Mannhaftigkeit und Güte, so viel unzerstörbare Hoffnungskraft, daß ich mich immer neugekärft fühle und mich glücklich preise, einem Volke anzugehören, in dessen Herzen die gesunde rechtchaffene

Natur immer wieder auflebt. Wenn morgen der rechte Held erscheint, der die Größe und Ehre des Vaterlandes liebt und die Kraft hat sie neu zu beleben, er findet aller Orten ungeahnte reine Kräfte, bereit und ausgerüstet, sich ihm zu Gebote zu stellen und im heiligen Eifer mit ihm zu bauen Alles was edel und groß.

In solchen Gedanken wanderte ich wie gesagt in dem schönen Lande und Jedem, dem ich begegnete, hätte ich gern von meiner inneren Feststimmung mitgetheilt, und wo ich Einen bekümmert sah, da hatte ich den tiefsten Drang, ihm zu helfen, zu rathen, und ließ mir gern berichten, wo's ihm fehlt, was ihn drückt; denn wir Menschen sind in dieser kurzen Lebenszeit auf einander angewiesen, und ich kann mich nicht an Berg und Thal, an Strom und Wald erfreuen, ohne mich um die Menschen zu kümmern, die hier leben. — So sah ich in einem Berg-Wirthshause und hatte eben mit dem Bürgermeister des Nachbardorfes ein Gespräch. Ich hatte ihn Tags vorher zufällig getroffen und war mit ihm in sein Haus eingetreten. Er hatte drei Söhne, darunter einen Blödsinnigen, und ich redete ihm nun in's Gewissen, es nicht auf's Ungefähr ankommen zu lassen, sondern bei Zeiten gerichtlich seinen letzten Willen festzustellen. Wie ich nun so rede, da höre ich hinter mir sagen: „Das ist ein Spion.“ Ich spreche mit dem Bürgermeister weiter, ich weiß nicht was, und wahrscheinlich verworrenes Zeug; denn das Wort, das ich gehört, hatte mir die Seele um und um gewühlt und ich sprach fast wie ein von der Kugel Getroffener, der noch zwei drei Schritte fortrennt. Der Bürgermeister wurde abgerufen und als er wieder kam, war er wortkarg, und ich merkte es an Allen, mit denen ich mich arglos besprechen wollte, was sie dachten. Wie gesagt, ich kam mir in innerster Seele verunreinigt vor, und es gab nichts womit ich mich reinigen konnte; denn wenn ich auch noch so heilig betheuern mochte, wie sehr mir das Wohl und Wehe meiner Mitmenschen am Herzen lag, konnte denn das nicht auch Maske sein? Es blieb mir nichts übrig, als ganz zu schweigen; ich schämte mich jedes Wortes, das ich vorbringen sollte. Und als ich wegging, meinte ich die verächtlichen Blicke zu spüren, die mir nachfolgten. Welch eine entsetzliche Verwüfung haben Diejenigen in den Menschenherzen angerichtet, die den Gedanken und die Thatfache von den geheimen Spionen im Herzen des Volkes festgestellt! Das Vertrauen ist die unschuldige, reine Kindesseele im Menschen. Um Einem Gefürchteten willen das allgemeine Vertrauen vergiften und tödten, ist noch immer pharaonischer und bethlehemitischer Kindermord, wenn auch scheinbar nicht so grausam, nicht so blutig.

Ich will nichts weiter davon erzählen, welche tiefe Erbitterung gegen Diejenigen die das gethan, in mir aufstieg. Ich will lieber zum Troste sagen: Es ist in den letzten zehn Jahren besser geworden und auch in Oestreich wird man durch sittliche Mittel besser regieren als durch das unsittliche Spionensystem. Was man zur Besserung und Aenderung der Staats- und Lebens-

verhältnisse zu sagen hat, tritt, wenn auch noch im Einzelnen behindert, doch im Ganzen öffentlich heraus.

Die Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung und Gesetzgebung durch ständische Berathung und Beschlussfassung, wird es zur kaum mehr glaublichen Fabel machen, daß es einst Verschwörungen und Spione gab, und Niemand wird mehr zu fürchten haben, daß man seiner rein menschlichen Theilnahme gegenüber von ihm sage oder denke: „Er ist ein Spion!“

7. Zieh' deinen Stiefel aus.

„Wann geht der nächste Bahnzug nach N.? Wann der zweite? Ist's weit von hier nach dem Bahnhof? Geht deine Uhr genau mit der Bahnhofsuhr?...

Dergleichen Fragen sind oft die ersten Worte die ein aus der Ferne gekommenen Freund an uns richtet. Das Wiedersehen ist oft in der That weiter nichts als ein bloßes Wiedersehen. Der Fremde bringt, so zu sagen, eine Locomotive mit in die Stube und nimmt uns die Ruhe mit fort. Hinter aller Freude der Wechselrede, des traulichen Austausches von Lebensereignissen und Lebenserwartungen, lauscht die Locomotive, um mit schrillum Pfiff Alles zu durchschneiden. Die Städte sind oft nichts als erweiterte Bahnhöfe und die alte Gastfreundschaft hat sich zu Bahnhofsbesuchen verwandelt.

Wir, die wir noch Erinnerungen aus den Zeiten vor den Eisenbahnen haben, wir wissen und bewahren noch wohlige Erinnerungen von der Gastfreundschaft vergangener Tage. Da kam man mit Sack und Pack vor dem Hause des Freundes an und übernachtete bei ihm, eine Gaststube oder mindestens ein Gastbett waren nothwendiges Zubehör eines wohlbestellten Heimwesens. Heutigen Tages haben Neunzehntel der Städter kein eigenes Haus mehr; man wohnt in Logir-Casernen, wo jeder Schuhbreit zinstragend abgemessen ist; von dem natürlichen Zubehör eines Gastzimmers kann kaum mehr die Rede sein; ja, den Freund auch nur als Gast bei Tisch zu behalten, will sich oft beiderseits nicht mehr thun lassen, man geht mit dem Gast in ein öffentliches Wirthshaus und je größer die Wirthshäuser werden, um so kleiner wird die eigentliche Gastfreundschaft.

Das Alles hatte der Doctor Heimburger schon oft empfunden und jetzt empfand er's doppelt, weil ihn ein lieber, im innersten Herzen vertrauter Freund, der vortreffliche Doctor Seelmann besuchte. Wie oft hatte er sich an der wahrhaft weisen Art des Freundes erquickt. Nun kam auch dieser und kaum war er mit innerstem Jubel empfangen, als er auch schon die entsehligen Worte hervorbrachte: „Wann geht der nächste Bahnzug?“ Doctor Seelmann steht aber durchaus nicht in so abhängigen Verhältnissen, daß er nicht auch in Ruhe noch etwas länger hätte verweilen können, und in seiner ehrlichen Art bekannte er das auch.

Heimburger zwang ihn, daß er sich mindestens ruhig niedersetzte und er zwang sich selber, mindestens die Stunde, die ihnen gegeben war, in behaglicher Gemeinsamkeit zu verleben. Jetzt, als Seelmann so ruhig saß, hielt Heimburger etwas mit der linken Hand auf dem Rücken und sagte: „Gieb einmal deinen Fuß her.“

„Was soll das?“ fragte Seelmann, aber schon hatte Heimburger seinen Fuß erfaßt, zog ihm einen Stiefel aus und reichte ihm den bereit gehaltenen Pantoffel. „So,“ sagte er dann, den Stiefel im Triumph erhebend: „jetzt habe ich dich, nun kannst du mir nicht mehr enttrinnen. Nun mußt du mindestens bis Morgen bei mir bleiben. Ist es nicht entsetzlich, wie wir unser Leben in beständigen Täuschungen hinbringen? Man redet sich und dem fernem Freunde immer ein: dann und dann werden wir uns wieder einmal ordentlich haben. Es werden Feiertage des Daseins kommen, dann wollen wir uns mit einander ausruhen und freuen und wieder vollauf gemeinsam leben; aber diese Tage kommen nie, die Kette von Verpflichtungen und Thätigkeiten reißt nie ab. Darum muß man solche Tage holen und festhalten, wenn sie da sind. Und wie oft ist es mir und gewiß dir schon geschehen. Man vertröstet sich immer: du wirst mit Diesem, mit Jenem, dem du dich zugehörig weißt, wieder einmal ein paar echte, herzstärkende Tage des Gemeinlebens verbringen. Man vertröstet sich von Jahr zu Jahr und — plötzlich ist der Freund gestorben. Drum, hier ist daheim, jetzt ist unser! Gieb' deine Stiefel aus und bleibe.“

Doctor Seelmann blieb und die beiden Freunde hatten mit einander einen jener unvergesslichen Tage, um bereitwillen es der Nähe werth ist zu leben.

Mögen auch Andere sich den Spruch: „Gieb' deine Stiefel aus,“ oft annehmen, wenn auch nicht buchstäblich, und wenn das Wort oder eigentlich die Sache allgemeiner wird, wird sich Niemand mehr damit freuen, als die beiden Freunde Heimburger und Seelmann.

8. Die sieben Wahrzeichen eines guten Dorfes.

A. „Wenn ich durch ein Dorf gehe, habe ich meine Merkzeichen wie es bei den Menschen hier bestellt ist. Sehe ich auf den Fensterimsen wohlgepflegte Blumen in Töpfen, ein Plätzchen vor dem Hause oder an der Seite, wo Blumen gepflegt werden, da freut sich mein Herz, denn ich weiß: hier sind Menschen, die sich das nackte Leben noch schmücken, und wo Blumen sind, sind auch Lieber. Hier wird gewiß auch noch fröhlich gesungen. Dann ist mein zweites Augenmerk auf die Brunnen gerichtet. Man achtet viel zu wenig darauf, wie im Trinkwasser die eigentliche Quelle der Gesundheit ist. Du

kannst es oft und oft in einem Dorfe, in einem Städtchen hören: da draußen am Berge, beim Wald, da ist die beste Quelle weit und breit und — sie versichert ungenügt. Es ist ein großes Zeichen, welche kernhaft gesunde Naturen die alten Römer waren, daß sie überall Bauten zu Wasserleitungen aufführten, die sich mit unseren kühnsten Eisenbahnbauten messen können, und auch die Amerikaner sparen für Herleitung eines gesunden Wassers nicht Mühe und Kosten. Je nach seiner Kraft sollte jedes Dorf darauf bedacht sein, sich das beste Wasser zuzuleiten. Sehe ich nun in einem Dorfe, daß die Brunnen in Ordnung, frisch, bequem, hell, reinlich, dann ist auch das Hauswesen im Dorfe nicht schlecht bestellt.“

B. „Mit den Brunnen gebe ich dir Recht. Krankheit und Gesundheit kommt meist aus dem Trinkwasser. Ich sehe mich aber vorerst nach ganz anderen Dingen im Dorfe um, die mit Blumen und Liedern gar nichts zu thun haben. Blumen und Lieder sind Schmuck und Spiel des Lebens. Vor Allem aber ist das Leben Arbeit und Kampf, dann erst kommt die Lustbarkeit.“

Ich sehe zuerst ob mein Liebling Benjamin Franklin hier die Häuser beschirmt. Der Blitzableiter ist eines der wichtigsten Erfordernisse. Ich sehe nach Schild und Schwert, ob man gewaffnet ist gegen alle Gefahren, und Schild und Schwert sind Blitzableiter und Versicherungs-Tafeln gegen Feuergefahr. Wo diese fehlen, da ist es übel bestellt. Wenn nur Jeder bedächte, daß die Feuerversicherung eine Pflicht gegen sich selbst und gegen den Nächsten ist. Unsere Blitzableiter und Versicherungstäfelchen sind Wehr und Waffen des Hauses. Erst dann kann man an Blumen und Lieder denken. Aber ich bin auch damit noch nicht fertig. Die beiden besten Wahrzeichen der Ordnung und der Bildung sind: Straßen und Schulen. Ich sehe wie die Straßen bestellt sind, ob man sie reinlich hält und den entsprechenden Nutzen für den Feldbau daraus zieht, und ob das Schulhaus gesund, fest und hell. Sehe ich diese in einem Dorfe, dann segne ich im Herzen die, die jetzt und für die Zukunft darin wohnen.“

A. und **B.** So stellen wir unsere Wahrzeichen nun zusammen in gerechte Ordnung: Brunnen, Straßen, Schulen, Blitzableiter, Feuerversicherung, Blumen und Lieder.

9. Hechingen und Florenz.

Ein Gespräch.

„Waren Sie schon einmal in Florenz?“

„Nein, aber in Hechingen.“

„Was soll diese Antwort?“

„Ich kann mir nun vorstellen wie Florenz aussieht, oder noch mehr, wie es aussehen wird, wovon sich jetzt Andere nicht so gut wie ich eine Vorstellung machen. Freilich hat die Starzel bei Hechingen ein ganz anderes Ansehen als der Arno bei Florenz mit seinen glänzenden Landhäusern am Ufer, und der Hohenzollern hat seines Gleichen wieder nicht in Italien; aber die Städte sind sich doch ähnlich.“

„Sie wollen mich foppen.“

„Nicht im Geringsten. Freilich hat Hechingen keine solchen Kunstschätze wie Florenz und kann sich überhaupt an Reichthum von Naturschönheit und Besizthum nicht damit messen, aber gleich sind sich beide doch.“

„Worin denn? Lösen Sie doch endlich das Räthsel.“

„Sie waren beide Residenzen und sind keine mehr, sind nur noch werfeltägige Provinzialstädte. Es ist eins ob man Residenz eines größeren oder kleineren Ländergebietes war, man war eben Residenz und man war's. Wenn Sie wie ich in Hechingen gewesen wären, wüßten Sie auch was das heißt. Allerdings dankte der Fürst von Hechingen freiwillig ab und damals, als der gewaltige große Zug nach Einheit des deutschen Vaterlandes die Herzen bewegte, waren meine Hechinger auch glücklich, daß sie zum großen gemeinsamen Vaterland gehören sollten. Sie wurden zunächst nur preussisch und als die Verkühlung eingetreten war, die eigentlich eine Erkältung wurde, war's den Hechingern gar eigen zu Muthe, daß sie keinen eigenen Fürstren mehr haben sollten, keine Hofswagen sehen, keine Hofbedienten, keine Vorreiter, keine Stallmeister, keine eigenen Minister, kein eigenes Militär mehr. Wenn ein Mensch einen hohen Titel gehabt — laß ihn nur hundertmal betheuern, er mache sich nichts daraus; gut, sag' ihm eines Tages: guten Morgen Herr Müller, Herr Schmidt, Sie heißen nicht mehr Herr Geheimrath, sondern nur Herr Müller, Herr Schmidt; gieb Acht auf seine Miene, was für ein saures Gesicht er macht; er kommt sich fast wie naht vor, da man ihm den Titel ausgezogen. Ganz ähnlich mag es auch den Hechingern zu Muthe gewesen sein, als sie keine Residenzler mehr waren und dazu war das strenge und straffe preussische Wesen nicht dazu angethan, sie den alten sogenannten gemüthlichen Schlenbrian leicht vergessen zu lassen. Erst nach und nach lernten sie sich daran gewöhnen und einsehen, daß strenge Ordnung ohne Umstandsmacherei das Beste im Staate ist, und wie die neue Regierung die unterirdischen Schätze hebt, die dort in den Waldgebirgen verborgen liegen (man hat bereits Steinsalz gefunden und bohrt an verschiedenen Orten auf Steinkohlen), so hebt sie nun auch den verschütteten Schatz reiner dem großen Ganzen zugewendeter Vaterlandsliebe, zumal da jetzt ein frischer und frohmüthiger Geist das Regierungsleben durchbringt.

Die Hechinger wie die ganzen hohenzollerischen Lande haben's verwunden, daß sie nichts besonderes mehr für sich sind; sie bleiben Schwaben, behalten das was man Stammeseigenschaft nennt und sind schon fast stolz darauf,

schwäbische Preußen zu sein oder besser schwäbische Deutsche. Wenn's den Florentinern und Anderen gelingt, das aparte Wesen aufzugeben und sich einem freigesinnten, gerecht regierten großen Staat anzuschließen, wird ihnen Anfangs ein wenig bange sein um ihren verlorenen besondern Titel, dann aber werden sie auch um so wohliger sich in der großen Gesamtheit heimisch fühlen.

10. Gezwungene Wahl.

Ja wohl ist das ein Widerspruch wie siedendes Eis und gefrorenes Feuer, aber in faulen Zeiten und in faulen Menschen hat eben das Widersprechendste Platz. Es giebt in der That gezwungene Wahlen; es giebt Städte und Dörfer, wo keine Gemeinderaths-, keine Landtagsabgeordneten-Wahl zu Stande käme, wenn nicht diejenigen, die die Wahl unterlassen, eine Strafe träfe.

Kann es etwas Erbärmlicheres geben? Da sind die Einen die sagen: es ist eine solche nichtswürdige Zeit, daß man sich gar nichts mehr um öffentliche Angelegenheiten kümmern mag; und da sind die Anderen, sie sagen's nicht laut, denken's aber um so mehr im Stillen: dieses ganze Wahlwesen ist eigentlich unnötig; die hohe Regierung — wozu natürlich sie selber gehören — sollte die passenden Männer bestellen ohne viel zu fragen. —

Es wird und muß eine Zeit kommen, wo die Vernachlässigung des Wahlrechts oder eigentlich der Wahlpflicht, die höchste Ehrlosigkeit mit sich bringen wird. Wer dreimal seine Wahlpflicht veräußert, der sollte öffentlich ehrlos erklärt und der Bürgerrechte verlustig sein. Freilich ist das auch noch eine gezwungene Wahl.

Es bleibt dabei, es kann keine größere Schande für eine Stadt oder ein ganzes Land geben, als daß es Zwangsmaßregeln zur Ausübung der Wahlpflicht giebt.

11. Wann ist die Zeit?

Verführer und Verführte schrien in den jüngst vergangenen Tagen der Kriegsunruhen und heute noch in die Welt hinein: Nur jetzt nichts von dem, was das deutsche Volk für Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten hofft, erwartet und fordert; nur jetzt nichts von der stets niedergehaltenen und dennoch nie und nimmer zu unterdrückenden Forderung einer festgeschlossenen Einheit des Vaterlandes; es gilt jetzt nichts als Einigkeit nach außen und wenn wir den Verberber aller reinen Gedanken, den festen Spieler mit Allem was je heilig und edel war, überwunden, dann ist es Zeit, an

die feste Gestalt unserer inneren Verhältnisse zu denken. Ja wohl, dann, und was wird geschehen?

Es lebte ein gewaltiger vielvermögender Mann in Eschenheim — suche nur den Ort auf der Landkarte — und der Mann hatte für alle Fälle seine Maßregeln, um einem Bittsteller nichts zu gewähren und einem Bettler nichts zu geben.

Der vielvermögende Mann saß in seiner Schreibstube und schrieb und siegelte und handelte. Kam nun ein Bettler, blieb an der Thür, still mit bittender Miene und Geberde oder leise murrend, achtete der vielvermögende Mann nicht darauf und schrieb weiter; ging der Bettler fort, war's gut, blieb er aber lange stehen und wartete und wartete, dann rief der vielvermögende Mann zornig: „Weil Ihr so frech seid und bleibt so lang da stehen, nun kriegt Ihr gar nichts.“

Das deutsche Volk war und ist oft wie dieser jedenfalls abgewiesene Bettler, darum ist eben die Zeit wo es kein Bettler mehr ist, mehr sein darf, eben die einzige Zeit, das zu erreichen, was es haben muß. Sonst — man wird's erfahren.

12. Eine Feldpredigt aus dem Jahre 1859.

(Der Pfarrer vom Berge — den der geneigte Leser wol noch vom Jahrgang 1858 her kennt — hatte sich vorgenommen, wenn es in der That zum Kriege kommt, sich als Feldprediger anwerben zu lassen und hatte sich bereits einen Entwurf zu einer Feldpredigt gemacht. Hier ist er.)

Also Krieg! Krieg heißt die Lösung. Gewiß meine lieben, hoffentlich andächtig zu machenden Zuhörer ist Euch das Wort Krieg nicht so schrecklich wie mir. Ihr seid Soldaten, waffengeübt, jung, muthig, rauschlustig; ich bin nichts als ein Mann des Wortes, bin schon grau geworden und liebe den Frieden vor Allem. Denn darin sind wir einig, ihr und ich: wir kennen den Krieg doch nur von Hörensagen, selbst erlebt haben ihn nur Wenige. Und der Krieg ist und bleibt eine Geißel der Welt, und ich will auch nur alsbald ehrlich sagen: Es ist falsch, wenn manche hochweise Weltdoctoren lehren, die Menschheit braucht bisweilen ein Aberlassen, das stockige Blut muß heraus. Ihr wißt aber, und wenn ihr's nicht wißt, so erfahrt ihr's jetzt: Die alten Aberlasmännchen stehen nicht mehr im Kalender; es ist falsch, wenn man glaubt, ein Mensch wird gesund, dafern man ihm zeitweilig Blut entzieht; das schwächt nur eine Weile, ersetzt sich aber schnell wieder. Und wie beim Menschen, so ist es auch bei der Menschheit. Gesund machen wollen durch Blutentziehen ist nichts als alter Aberglaube. —

Ihr schüttelt die Köpfe und meint, ich wolle euch feig und muthlos machen.

Ich will euch aber nur gleich wiederum bekennen: ich bin ein Freund des Soldatenwesens, sonst hätte ich mich nicht freiwillig für euch anwerben lassen. Ich bin ein Freund des Soldatenwesens, und wüßte ich sicher, daß in hundert Jahren kein Krieg mehr in der Welt ausbrechen würde, ich würde dennoch sagen: Jeder gesunde Jüngling muß Soldat werden. Jeder muß eine Zeit lang heraus aus seinem Hause, aus seinem abgesehenen Berufe. Das giebt dir ein neues frisches Leben, leichte Beweglichkeit, Aufmerksamkeit, Gehorsam und Ordnungsliebe, und was das Beste ist: du lernst und siehst vor dir wie man in Gemeinsamkeit zu leben, zu handeln hat. Du weißt das ganze Jahr nichts davon, daß du nicht für dich auf der Welt bist, sondern zu einer großen Gemeinsamkeit gehörst, und diese ist das Vaterland; und jetzt, da es Ernst wird, bist du eingeschult und wirst zeigen, daß du in der Männerschule, und das ist das Soldatenleben, was gelernt hast.

Ich sage euch aber, der Krieg ist ein Uebel und doch hoffe ich euch den rechten Muth zu geben. Freilich, was bin ich? Nichts als ein Tambour, ein kleiner schwacher, aber ich kann die Trommel rühren und wie der Trommelwirbel den Schritt eurer Füße geleitet, beschleunigt — o! dränge nur der Ton meiner Stimme so weit, so laut — gerade so möchte ich durch mein Wort euren Geist geleiten, den rechten Weg, den echten Weg, den Siegesweg.

Es giebt entsefliche Zeiten und entsefliche Menschen, wo das Wort der Schrift: nähre dich redlich in: Wehre dich redlich! umgewandelt werden muß, und will der Feind nicht Vernunft hören, muß er die Faust fühlen und Alles was die Faust fassen und regieren kann. Und vor Allem die gesunde deutsche Faust. Ja, Deutsche? Seid ihr es denn? Seid ihr nicht Preußen, Sachsen, Hannoveraner, Baiern, Schwaben?

Ihr versteht Alle meine Worte, denn ich rede deutsch, ihr Alle redet deutsch, und ihr seid nicht Deutsche?

Seht, das ist der Jammer, der euch bis hierher geführt, und den ihr abthun sollt, jetzt, heute, für alle Zeit. Die Landschaft, der Stamm, nach dem ihr euch nennt, ist euer Eigenname; euer Aller Familienname aber ist deutsch. Er thut dir wohl und du hältst was drauf und sollst was drauf halten, du, daß du Fritz, du, daß du von deinen Nächsten Carl, Eduard, Wilhelm, gerufen wirst; aber wärest du nicht ein erbärmlicher Wicht, wenn du nicht deinen Familiennamen in Ehren hieltest? Sieh dich um, da ist dein Bruder von der Ostsee, vom Rhein, aus Thüringen, Franken, Schwaben; du kanntest ihn bis jetzt nicht. Freut euch, daß ihr hier steht und es ist ein einziger großer Herzschlag in euch Allen und ein echter Priester des Geistes, der eben in diesem Jahre vor einem Jahrhundert geboren wurde, Friedrich Schiller, gepriesen sei sein Name, ruft euch durch mich zu:

Drum haltet fest zusammen, fest — und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,

Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig, einig, einig!

Ja, ihr hier seid's und sollt es sein: das einige Deutschland, einig im Herzen, einig in der That. Gesegnet sei die Stunde, da ihr es im Herzen erkennt, ihr seid ein einig Volk von Brüdern. Aus allen Berufsarten seid ihr zusammengescharrt und habt einen einzigen Beruf: zu sein der Schirm und Schutz des Vaterlandes. Der Feind macht euch einig, Jeder ist schwach, jedes kleine Land zu verheeren, wenn es für sich allein steht, aber einig, von Einem Willen regiert, von Einer Liebe beseelt, sind wir unbegwinglich, und die Schmach muß ein Ende haben — es ist jammervoll, daß wir sie bekennen müssen, aber wir müssen sie bekennen — die Schmach muß ein Ende haben, daß manche Völker um uns her glauben, wir bestehen nur durch ihre Gnade und sind ein gesüctetes unmächtiges Volk. Wir sind es gestern gewesen und sind es heute nicht mehr, sind es von der Stunde an nicht mehr, wo wir unsern Willen einen zu Einem Gesetz, unsere Herzen zu einem großen einigen Vaterlande.

Ihr sehet einig da und die Formen, mit denen ihr Gott anruft, sind verschieden, aller Widerstreit, alle Verkennung ist verschwunden, jetzt da ihr Alle zu Einem Ziele schreitet, und so bleibe aller Widerstreit verschwunden, wenn die Arbeit des Friedens euch wieder auseinander ruft, Jeden heim zu den Seinen.

Jeden heim zu den Seinen? Wehe! Nicht alle werdet ihr wieder heimkehren. Seid getrost, schön ist das Leben für das einige Vaterland, schön aber auch der frische Tod um die Liebe zu befreien und zu eimen. Ich selber, ich bin von Natur kein Kaufbold, aber der Geist in mir wird, will's Gott, stark sein — ich selber begrüßte den Tod als einen Boten meines höchsten irdischen Wunsches, wenn es mir vergönnt wäre, noch stehend zu hören: Deutschland ist ein einiges Reich.

Der Ruf: das einige Deutschland mit Einem Oberhaupt im Frieden wie im Kriege, stark und frei durch Gesetz und Liebe — im Leben wie im Tode sei unser Ruf: das einige Deutschland. Amen!



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.